





DIE KAMERA IST MEIN SCHUTZSCHILD

Sie hat unfassbares Leid gesehen, wurde von Taliban entführt und hat unerwartete Freundschaften geschlossen. Seit über zwanzig Jahren reist die Fotografin Ursula Meissner um die Welt. Ihr Ziel: Menschen, die zum Spielball von Kriegen und Katastrophen werden, ein Gesicht zu geben

text Tina Muffert fotos Ursula Meissner

In den Straßen Kabuls wirkt sie wie von einem anderen Stern: groß, blond, sportlich gekleidet, eine Frau, die mit wachem Blick verfolgt, was um sie herum passiert. So wie sie sich dabei im Hintergrund hält, würde man kaum vermuten, was sie beruflich macht: Ursula Meissner ist Kriegs- und Krisenfotografin. Die 46-Jährige ist weltweit unterwegs, um den Opfern kriegs- und humanitärer Katastrophen ein Gesicht zu geben.

Vor Kurzem ist sie aus der afghanischen Hauptstadt zurückgekehrt. Wie sehr sich die Lage dort seit August 2009 verändert hat, hat sie erschreckt.

Kabul ist ein Hochsicherheitstrakt. Auf dem Weg ins Zentrum ist sie an zwölf Checkpoints kontrolliert worden. Die Stadt ist geteilt: Im einen Teil leben die Afghanen, im anderen die Journalisten und die Mitarbeiter der Hilfsorganisationen. „Wo man hinschaut, überall sind bewaffnete Männer positioniert“, erzählt die Fotografin. Manchmal empfindet sie sich als machtlos. „Es ist deprimierend, zu sehen, dass sich nichts ändert. Es gibt noch nicht mal einen Siedlungsplan für die heimgekehrten Flüchtlinge.“ Dabei lassen die Satellitenschüsseln auf den Lehmhütten Fortschritt vermuten. Fortschritt für eine Stunde am Tag – so lange laufen abends die Generatoren.

Gazastreifen, 2002

Vor dem Stacheldrahtzaun einer israelischen Siedlung machen Myriam und Ibrahim lachend Ursula Meissner mit ihrer Kamera nach

Darfur Afghanistan



„Fatimas
Freund-
schaft ist
für mich ein
Schatz“



Darfur, 2008

Jean ist Araber, Mohammed (oben rechts) ist Afrikaner. Die beiden sind beste Freunde, obwohl ihre Eltern sich seit fünf Jahren bekämpfen. Mohammed trägt eine Kette mit Versen, die ihn vor Kugeln schützen sollen

Darfur, 2008

Ein westsudanesisches Flüchtlingslager. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang arbeitet Fatima sehr hart. Um die Wäsche zu waschen, muss sie täglich drei Kilometer zum nächsten Brunnen laufen, immer in Gefahr, überfallen zu werden

19-mal war die Fotografin bisher in Afghanistan, einem Land, das sich seit über 30 Jahren im Krieg befindet. Sie trägt dort weder eine kugelsichere Weste, noch verhüllt sie sich. „Ich glaube, die afghanischen Männer sind irritiert, weil ich mich in ihren Augen nicht wie eine Frau verhalte.“ Sie können mich nicht einschätzen.“ So sprechen sie mit ihr, vielleicht gerade weil sie sich nicht unterwürfig, sondern selbstbewusst durch dieses Land bewegt. Ein Land, das sie fasziniert. Wegen des Lichts, das mit den gewaltigen Bergen des Hindukusch spielt, wegen der Weite und vor allem wegen der Hilfsbereitschaft, der Würde und der Lebenswürdigkeit der Afghanen.

Doch das Land hat ihr auch viel abgerungen: Bei ihrem ersten Kriegseinsatz

1986 entkam sie nur knapp dem Tod. Für das ZDF war sie in der Provinz Kabul unterwegs. Als russisches Kanonenfeuer losbrach, fand sich die junge Deutsche in einem Graben wieder. Die Erde bebte. „Ich dachte, jetzt ist alles vorbei. Meine Kollegen und ich mussten zurück ins nächste Dorf rennen. Im Abstand von jeweils 100 Metern, einer nach dem anderen. Das hat Stunden gedauert, und ich weinte die ganze Zeit.“ Sie schwor sich: „Das machst du nie wieder.“

Sie machte weiter. Auch nach ihrem bisher schlimmsten Erlebnis Ende 2001. Am Khyber-Pass wurde Ursula Meissner von drei Taliban entführt. Stundenlang wurde sie in einer Hütte festgehalten. Todesangst stieg in ihr auf. Es ging um Geld. „Ich versprach meinen Entführern



„Stundenlang
hatte ich
Todesangst“

800 Dollar, wenn sie mich nach Jalalabad bringen.“ Als das Geld übergeben war, sagte einer der Männer: „And now we make a photo.“ Danach konnte sie entkommen. Sie wirkt sehr nachdenklich, wenn sie sich daran erinnert.

Ursula Meissner hat ein Ziel: dem Elend die Hoffnung gegenüberzustellen. „Das ist die Kraft, die meine Arbeit antreibt. Ich versuche immer wieder, auch im Leid den Augenblick des Glücks zu finden.“ Die Gefahr nimmt sie dabei in Kauf. „Ich habe Angst, ja. Doch sie dominiert nicht, sonst könnte ich diesen Job nicht machen.“ Und wenn die Angst doch spürbar wird, schiebt sie sie einfach beiseite. Sie bezeichnet sich als Verdrängungskünstlerin. Nicht nachdenken, weitermachen. Meist arbeitet sie mit

einheimischen Vertrauenspersonen, sogenannten Stringern, die sich vor Ort bestens auskennen. So versucht sie, die Gefahr einzudämmen.

Der Wunsch, im Ausland zu arbeiten, erwachte, als sie noch als Schülerin beim ZDF die Filme der Auslandskorrespondenten archivierte. 1984 bekam sie einen Anruf vom ZDF-Studio Singapur. Der Studioleiter Heinz Metlitzky sagte, er suche eine Redaktionsassistentin. Kurze Zeit später saß sie im Flieger, überglücklich. Vor Ort spürte sie bald, dass sie die Schreibmaschine gegen die Kamera eintauschen wollte. 1989 kehrte sie nach Deutschland zurück, inzwischen mit Heinz Metlitzky verheiratet, und absolvierte eine Ausbildung in der Foto- und Presseabteilung des

Afghanistan, 2009

Die Drachenläufer versammeln sich jedes Frühjahr, um ihrem Nationalsport Nummer eins nachzugehen.

Wie hier in Kabul versuchen die jungen Männer, den Drachen des Gegners abstürzen zu lassen

Afghanistan, 2001

Diese Männer haben Ursula Meissner am Khyber-Pass entführt. Nachdem die Fotografin sie überzeugen konnte, sie gegen Geld freizulassen, bestanden die Taliban auf einem Foto. Entgegen ihrer Gewohnheit musste sie sich hier verhüllen

ZDF. Ihre Stärke: unwiederbringliche Augenblicke einzufangen.

Als Fotojournalistin wollte sie über Missstände berichten. Dort hinschauen, wo andere weggucken. Ihre Leidenschaft ist ungebrochen; nur die Illusionen, die sie anfangs hatte, die sind heute weg. „Es geht um Geld und Politik“, sagt sie, „nicht um die Menschen und darum, wie man ihre Situation verbessert.“ Umso größer ist ihr Wunsch, dort hinzukommen, wo es kaum noch Hoffnung gibt. „Wir dürfen nicht zulassen, dass diese Menschen vergessen werden“, sagt sie.

„Ich muss immer wieder zurück an die Orte“

Ihre Auftraggeber sind Magazine oder Hilfsorganisationen. Eine Reise plant sie bestenfalls einige Wochen im Voraus. Themen festlegen, Informationen einholen, Papiere zusammensammeln. Und immer wieder auch warten. Auf das Visum für Nordkorea seit drei Jahren. Gleichzeitig muss sie spontan sein, denn Katastrophen folgen keinem Plan. „In schwierigen Momenten bin ich immer ruhig“, sagt sie, „obwohl ich sonst eigentlich sehr chaotisch bin.“ Wenn sie von heute auf morgen ihre Heimat Wörrstadt bei Mainz verlässt, weiß sie oft nicht, wann sie zurückkehrt. Was die krisenerprobte Journalistin erwartet, ist nicht vorhersehbar. Sie hat zwar ein Konzept im Kopf dank ihrer Erfahrung, aber die hat sie auch gelehrt, sich vor Ort an die Gegebenheiten anzupassen und notfalls die Dinge auf sich zukommen zu lassen. Nicht selten geht es an die Grenze des Zumutbaren. „Oft könnte ich es nicht ertragen, mit bloßem Auge hinzuschauen. Die Kamera ist mein Schutzschild, mit ihr bin ich mutiger.“

Die mehrfach ausgezeichnete Fotografin hält dem Betrachter die Brutalität nicht direkt vor Augen. Sensationslust ist nicht ihre Sache. „Sensationsreportern kommt es darauf an, möglichst dramatische Bilder zu schießen. Die Menschenwürde hat dabei keine Bedeutung.“ Genau darum geht es ihr aber: Bilder, die Würde und Respekt widerspiegeln. Es sind die Momente fernab der Bomben und Granaten, die sie im Innersten berühren. Dass sie dabei mit dem Leid anderer ihr Geld verdient, ist unabdingbar. „Würde ich kein Geld verdienen, könnte ich den Job nicht machen“, sagt sie. Dabei fühlt sie sich den Menschen gegenüber in der Pflicht. „Alles, was ich tun kann, ist, immer wieder zurückzukehren.“ Immer wieder an Menschen zu erinnern, die schnell vergessen werden.

Ursula Meissner ist eine scharfe Beobachterin. Wenn sie arbeitet, hört man nur das Auslösen ihrer Digitalkamera. Ansonsten verschmilzt sie regelrecht mit der Situation, die sich vor ihren Augen abspielt. Sie ist schnell und dabei ruhig, fast traumwandlerisch selbstvergessen, sodass man manchmal gar nicht mitbekommt, dass sie bereits alles erfasst hat.

Und sie ist hartnäckig. Eine wesentliche Voraussetzung, um in Kriegs- und Krisengebiete zu gelangen. Denn die Regierungen dort haben meist kein Interesse daran, dass die Zustände im Westen bekannt werden. Aber wenn sie sich etwas in den Kopf setzt, bleibt sie am Ball. Schon lange wollte sie nach Darfur reisen, die Konfliktregion im Westsudan, um dort die Situation der Flüchtlinge zu dokumentieren. Seit fünf Jahren herrscht in Afrikas größtem Land ein brutaler Bürgerkrieg. Die Welt schaut zu.

Ein Jahr dauerte es, bis sie ihr Visum bekam. Doch von offizieller Seite hieß es immer noch, niemand dürfe nach Darfur, um Fotos zu machen. Sie flog einfach. Dort galt es, die nächste Hürde zu überwinden: Die 70 Bürgermeister der Region von der Idee überzeugen, dass sie eine Familie im Lager porträtieren durfte. Sie sagt: „Um ein richtiges Gefühl für die Lebenssituation der Flüchtlinge zu bekommen, musst du bei ihnen bleiben und nicht abends in dein Hotel zurückkehren.“ In einem Zelt in der Wüste verhandelte sie. Leise, freundlich, nüchtern – und unnachgiebig. Sie

durfte bleiben und ein Lager mit 70000 Flüchtlingen besuchen.

Heiß ist es dort, eng und schmutzig. Alles, was sie braucht, trägt sie im Rucksack: Fotoausrüstung, ein paar Flaschen Wasser, Kaugummi und Müsliriegel. Ohne die geht sie nie auf Reisen. Eine Woche schläft sie unter Plastikplanen auf hartem Sandfußboden. Sie lernt Fatima kennen, eine Frau, die sie nicht wieder vergessen wird. Wie so viele Sudanesischen hat sie Unfassbares ertragen: Vergewaltigung, Vertreibung, ihre Familie verschleppt oder tot. Für Fatima ist es die erste Begegnung mit einer Frau aus dem Westen. Ursula Meissner war auch befangen. „Ich wollte nicht so plump in ihr Leben einfallen“, erzählt sie, „da hilft gemeinsame Zeit mehr als Worte.“ Eine Woche lang wird sie Fatimas Schatten, beobachtet, wo sie ein kleines Glück findet: Wenn sie Wäsche wäscht, strahlt sie. Fast erscheint diese Arbeit wie eine Auszeit von einem Tag voller Schufferei, ein Moment, in dem sie der Enge des Lagers entkommt, der Todesangst, die sie immer wieder einholt. Banale Dinge als Rettungsanker.

So unterschiedlich die Länder, die Menschen und die Situationen sind, die Ursula Meissner erlebt, so gibt es doch eine Gemeinsamkeit: Sie wird meistens mit offenen Armen empfangen. Sie gibt den Menschen das Gefühl, dass sich jemand um sie kümmert, dort, wo die Politik versagt. Bereitwillig erzählen sie ihr ihre Lebensgeschichten – und hoffen.

Hoffen, dass sich etwas ändert. Wie 2002 in Sierra Leone. Jahrelang wütete dort ein Bürgerkrieg. Die Rebellen hackten unzähligen Menschen die Gliedmaßen ab. In Freetown, der Hauptstadt Sierraeleones, besuchte Ursula Meissner das sogenannte „Amputee Camp“, das Lager der Amputierten. Obwohl die amerikanische Organisation US-Aid es verwaltete, waren die Zustände katastrophal: zu wenig Essen, mangelnde Hygiene, zu wenig Medizin. Als die Fotografin ins Lager kam, sah sie eine Frau, die viele Stunden ihre Hand in einem Tuch mit sich herumtrug und hoffte, man könne sie im Lager wieder annähen. Sie traf auf verzweifelte Menschen, die sie zunächst beschimpften. „Sie fühlten sich wie im Zoo, weil sie immer nur fotografiert wurden, aber keiner ihnen half“, er-

zählt Ursula Meissner. In solchen Augenblicken ist ihr Verständnis groß, dennoch verliert sie das Ziel nicht aus den Augen: Bilder festzuhalten, die auf-rütteln. Die Fotos, die im Amputee Camp entstanden, führten dazu, dass die Amerikaner das Lager umbauten und sich das Leben der Menschen wirklich verbesserte. So etwas gibt der sensiblen Fotografin Aufwind, weiterzumachen.

Mit dem Erlebten geht sie auf ganz eigene Art um. „Vor Ort erlaube ich mir keine Emotionen, sondern verfolge konzentriert das Geschehen. Wenn ich wieder zu Hause bin, lasse ich den Tränen freien Lauf.“ Dann ist sie oft tagelang deprimiert und versucht, alles zu verarbeiten. Dabei hilft kein Therapeut, sondern gutes Essen und guter Wein. Nur ihr Mann, der ihr Leben aufgrund seiner eigenen Arbeit versteht, und wenige Freunde kommen dann an sie heran. Oft schnappt sie sich ihren Hund Mausebär, spaziert durch die Weinberge von Wörstadt und hängt ihren Gedanken nach.

Oder sie taucht im Theater oder Kino in eine andere Welt ein.

Ein anderer Ausgleich ist, an schöne Ziele zu reisen. Nicht zum Urlaubmachen, das ist ihr zu langweilig, es sei denn, es geht nach New York. Aber, um Reisen und Reportagen für die Seele zu fotografieren. Etwa das eine Mal, als sie mit der kanadischen Walforscherin Alexandra Morton unterwegs war, um Wale zu beobachten. Das sei mit das Wahrhaftigste, was sie je erlebt habe. „Ich nehme ganz bewusst solche Aufträge an. Denn Krieg darf niemals Alltag werden. Die Gefahr, abzustumpfen, ist groß.“

Ans Aufhören hat sie in all den Jahren nicht einmal gedacht. Die Verzweiflung ist oft groß, aber die Liebe zu ihrem Beruf ist stärker. So nah am Weltgeschehen zu sein, empfindet Ursula Meissner als Privileg. Sie sagt: „Meine Arbeit hat mich verändert, den Blick fürs Wesentliche geschärft. Vor allem aber erfüllt sie mich. Warum sollte ich das eintauschen wollen?“



Thailand

Thailand, 2009

Das nächste Bild stets im Sucher. In Bangkok fotografierte sie die Reportage „Leben auf den Bahngleisen“

Niemandland, 2008

Diese syrische Braut läuft dem Mann entgegen, den sie im Niemandland heiraten wird. Neben sich die Mutter, hinter ihr ein israelischer Checkpoint. In ihr Dorf auf den Golanhöhen darf sie nie zurückkehren

„Mein Ziel ist, dem Elend die Hoffnung gegenüber zustellen“

Israel

